

# Das ist der Puls von Zürich

**HECHTPLATZ** Tomy kommt aus St. Gallen, Märy ist Zürcherin, ihre Liebe trennen Bratwurst- und Fussballwelten. «Ost Side Story», das Musical von Dominik Flaschka und Roman Riklin, hat am Samstag im Zürcher Theater Hechtplatz eine umjubelte Premiere gefeiert.

Das Theater ist eine Baustelle, wie Zürich eine Baustelle ist. Männer mit Bauhelmen und orangenen Westen stehen vor dem Anfang der «Ost Side Story» auf der leeren Bühne, es tönt wie am Bellevue. Offen zeigt sich das Konstrukt, aus dem dieses Musical ist. Verdeckt wird hier nichts: Es ist alles für eine gewisse Zeit gemacht, wie die Liebe, wie das Leben.

Das ist das Gerüst für die grösste Liebesgeschichte – «seit Kliby und Caroline», wie es im Theater am Hechtplatz heisst. Es geht um Märy, die Zürcherin ohne Arbeit, und Tomy, der aus St. Gallen kommt und ein Zuckerbäcker mit höheren Ambitionen ist. Ihre Herkunft tragen beide im Gesicht. Sie spricht blau-weiss, er grün, es ist Liebe über die Fanspektoren hinaus. An einem Match FCZ gegen FC SG auf dem Letzigrund haben sich Märy und Tomy kennen gelernt, von nun an wollen sie auf ewig zusammen sein. Die FCZ-Familienfraktion hat aber etwas gegen die Verbindung. Sie will den St. Galler aus dem Spiel nehmen und ins Jenseits schicken. Das Jenseits beginnt für Zürcher so etwa in Schlieren und geht dann bis mindestens in den Himmel hinauf. Das ist auch die Spannweite der «Ost Side Story», von sehr regional bis die ganze Welt umfassend.

## «Züri isch geil»

Es ist also eine Romeo-&-Julia-Geschichte mit Zürcher Akzent, eine Art Kontrafaktur des Musicals «West Side Story» von Leonard Bernstein, was wirklich die grösste Liebesgeschichte aller Zeiten ist. In der östlichen Variante von Shakespeare und Co. scheint alles ein bisschen kleiner zu sein. Zürich ist eben nicht New York. Und die FCZ-Fans sind auch nicht die Jets, auch wenn sie sich selber für die Grössten halten.

«Züri isch geil»: So tönt der Puls der Stadt zum Auftakt, St. Gallen ist dagegen eine Bratwurst – und das ohne Senf. Mit dieser Zweifels-Theorie spielt das Musical auf der ganzen Linie, vom Anfang bis zum Ende. Zürich ist Kaufleuten, Party, Street-Parade, Koks



Fabienne Louves als Märy und Eric Hättenschwiler (r.) als Tomy.

und Baustelle. Dagegen hat der Rest der Welt keine Chance. Vor allem nicht St. Gallen.

Der Regisseur Dominik Flaschka kommt aus St. Gallen. Wie auch der Komponist Roman Riklin. Beide haben schon zusammen «Ewigi Liebi» gemacht, das grösste Schweizer Musical aller Zeiten. Mit «Ost Side Story» begeben sie sich auf ein Gebiet, das ihr ganz eigenes ist. Es ist nicht die Liebe zu einer Stadt. Es ist die Liebe zum Theater.

Ihr Theater lebt von der Unvergleichlichkeit. Das Grosse wird mit dem Kleinen gemessen, das Weinen mit dem Lachen. Irgendwie geht da nichts auf. Und da können sich die Figuren noch so tragisch geben, ein kleiner Reim lässt alles ins Lustige kippen. Typisch für den Flaschka/Riklin-Style: Da singt eine im Julia-Ton zu ihrem sterbenden Romeo: Verlass mich nicht, bleib bei mir – da können wir am nächsten Samstag auf den Flohmarkt gehn. Das wirkt manchmal recht durchgeknallt. Aber diese Art der Kunst muss man lieben. Es ist Musicaltheater: schnell, witzig, künstlich. Und die Musik bleibt im Ohr.

Fabienne Louves, der Musicstar der dritten Staffel, ist diese Julia, mit Zürcher Akzent eben

die Märy. Ihr Romeo, mit St.-Galler-Tönung, heisst Tomy und ist bei Eric Hättenschwiler. Zusammen sind sie das süsseste Liebespaar, so süss wie eine Zuckerschnecke. Ihr erstes Zusammensein wird auch mit der Zubereitung der Süssspeise illustriert, wie Mehl, Eigelb, Zucker, Hefe, Milch, Puderzucker, Backpulver, Salz, Margarine zusammenkommen, es ist Food Porn in Musicalform.

## Singende Würstli

Daran scheiden sich aber die Fraktionen. Auf der grünen Seite sind: Sarah Kappeler als Sändy aus St. Gallen, sie gibt das Girl aus der Provinz. Kleidermässig heisst das: ein T-Shirt mit grossem Maul für die Vernissage des befreundeten Künstlers aus SG, an die Street-Parade geht sie dann im gelb-schwarzen Wespenkostüm – sprechender könnten die Kostüme nicht sein. Ihr zugetan ist Gregor Altenburger als gutmütiger Willy, er wird sicher nicht die grosse Liebe sein, aber so etwas in der Kategorie guter Ehemann (für sein Biene-Maja-Street-Parade-Kostüm schämt er sich dann später sicher ein bisschen, wenn er Prokurist geworden ist).

Die Zürcher haben da nicht so viel Zukunft, entsprechend geben

sie sich. Noldi (Peter Zraggen) ist ein Würstli-Brater, sein Drama: Er ist in Märy verschossen, hat aber keine Chance bei ihr. Zu forscht ist sein Auftritt, der durch nichts gedeckt wird. Umwerfend ist aber seine Solonummer, in der er sich seine Liebe zu Märy ausdenkt. Singende Würstli sind seine Begleiter, es ist Las Vegas à la Hinterer Sternen, mit Tendenz zur Langstrasse.

Die Würstli sind die drei Tänzer, die in unterschiedlichen Ausformungen immer wieder in der Geschichte erscheinen. Die Bühne im Theater am Hechtplatz ist für sie fast zu klein, wie auch für die fünf Musiker der ausgezeichneten Combo unter der Leitung von Hans Ueli Schlaepfer, die in den Zuschauersaal ausweichen müssen.

Zur Zürich-Fraktion gehört auch die Rosi, von Beruf Bussen verteilende Politesse, Gigi Moto gib ihr die Stimme. Wie sie röhren kann! Und im gleichen Moment elegisch ist. Das kann nur eine Zürcherin, was Gigi Moto in ihrem Herzen ist. Verbandelt ist sie in dieser Geschichte mit Midi Gottet, der den Ritschi spielt, er ist der Typ aus der, sagen wir mal: Zürcher Halbwelt. Er handelt mit Tigerhoden, was, wie er sagt, das

Viagra für die Partyszene ist. Nicht zuletzt: Fabio Romano, der ganz viele Menschen spielt, von Noldis Mutter über eine Lesbe in der Lesbenbar bis zum Rosenverkäufer (dazu soll er noch 946 798 Street-Parade-Raver verkörpern). Irgendwann verschluckt ihn die Baustelle, die Zürich ist.

Das ist alles gut und schön – und auch ein bisschen schrecklich. Am Schluss wird alles noch schöner und besser. Es geht Richtung Friede, Freude, Zuckerschnecke. Ach, ohne Rivalitäten könnte das Leben in Zürich doch so schön sein, einfach mit dem Glauben an ein bisschen ewige Liebe. Das Leben in Zürich ist aber nicht schön. Auch wenn die Musik auf Happy End macht, wie immer am Ende eines Musicals. Dann fällt ein Schuss. Tomy liegt in seinem Blut. Und er geht dann in einer Videoprojektion ins Jenseits, was wirklich der Bühnenhimmel ist. So ist es in der Kunst. Alles nur eine Vorstellung. Und am Ende stehen doch alle wieder auf zum Applaus. Deshalb ist «Ost Side Story» ein ganz grosser Spass. Züri hin, St. Gallen her – just für unseren Fun. Enormer Jubel. *Stefan Busz*

**Ost Side Story** Theater am Hechtplatz, Zürich, bis 20. Juni.

## Absurdität von Fall zu Fall

**OPERNSTUDIO** In der Hölle von Diktaturen und Terror sind Menschen Wegwerfware. Oscar Strasnoys «Fälle» zeigt es. Da verschwindet im Opernhauskeller gleich die ganze Studioklasse.

Voller Einsatz ist im Spiel der zwanzig Sängerinnen und Sänger des Opernstudios und der zwölf Instrumentalisten zu erleben: Die 2012 uraufgeführte Oper des russisch-argentinischen Komponisten Oscar Strasnoy (\*1970) verlangt alle Konzentration und die Inszenierung alle Spontaneität. Das Ergebnis ist eine grosse Ensembleleistung, in der gegen aussen hin alle momentweise herausstechen, aber niemand als Sängendeckung des Abends dominiert. Aber Gleichgültigkeit ist auch das Thema. Die Menschen stürzen von den Dächern und aus den Fenstern, sie bringen sich aus wichtigen Gründen um, sie verschwinden, und keiner dieser Fälle macht mehr Aufhebens von sich als jener scheinbar harmlose, der nur davon erzählt, dass ein Mann gerade ein polnisches Weissbrot gekauft hat.

## Der Poet und Stalins Terror

Was das für Geschichten oder besser Sketche sind, erklärt ihre Herkunft. Strasnoys Oper basiert auf Texten von Daniil Charms (1905–1942), der in der sowjetischen Avantgarde gross und in der stalinistischen Ära marginalisiert wurde. 1931 wurde er erstmals verhaftet. Während Freunde reihenweise verschwanden, «rettete» er sich 1941 schliesslich in die Psychiatrie. Er starb in der Anstalt, vermutlich an Unterernährung.

Schauplatz der Inszenierung (Sonja Füstli) ist eine moderne Turnhalle, in die sich die Kellerbühne leicht umbauen liess und die sich ganz echt ausnimmt – bis sie ihr surreales Potenzial entfaltet. Dieses Ambiente macht die zeitgenössische Oper – und könnte dies auch dezidiert – zum Mahnmal für die aktuellen «Fälle» der zum blossen Schwemmgut gewordenen Menschen.

Auf den historischen Hintergrund spielt die Inszenierung (Jan Essinger) nur partiell in Kostümen an. Die Männer, die das Paar abholen, während es sich gerade erotisch nähert, sind nicht spezifisch als sowjetische Miliz kenntlich gemacht und stehen für die Handlanger eines jeden Terrorregimes. Uniformen tragen die Musiker, die Teil der Inszenierung sind. Zum der Klarinettenist, die Akkordeonistin und der Mann an der Hammond-Orgel werden zu Akteuren, während der DJ ganz im Hintergrund mit Radioäther- und Schellackplattenrauschen eine historische Geräuschkulisse schafft.

Direkt in die Zeit weist Strasnoy musikalisch mit der fragmentarischen Verwendung des sowjetischen Propagandaliedes «V Put» (zu Deutsch etwa «Marsch!»). Die Musik folgt jedoch keiner simplen Metrik, sondern hält sich als splinterndes Kaleidoskop an das Lakonische, Absurde und Skurrile der Texte, während eine komplexe Rhythmik das Stück in eine Art Zwangsjacke steckt.

Sehr beeindruckend ist, wie die Dirigentin Carrie-Ann Matheson damit umgeht, wie sie forsche Präzision mit Eloquenz und Schwung verbindet und das Ensemble locker über die anspruchsvolle Runde bringt. Vor allem ihr dürfte zu verdanken sein, dass der Abend eine eben auch schöne Erfahrung mit zeitgenössischer Oper ist, die sich das Opernstudio dieses Jahr offenbar auf die Fahne geschrieben hat. *Herbert Büttiker*

# Textflut in Orange

**PREMIERE** Bereits zum fünften Mal hat der Regisseur René Pollesch am Schauspielhaus Zürich ein neues Stück erarbeitet. «Love/No Love», das am Samstag uraufgeführt wurde, ist inhaltlich etwas dünn geraten.

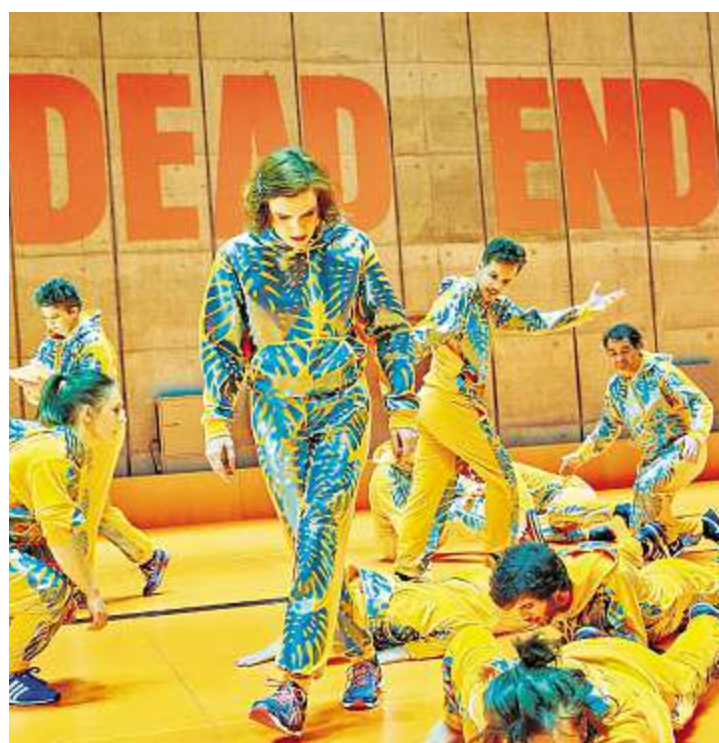
In grelles Orange hat der Bühnenbildner Bert Neumann die Box des Schiffbaus getaucht für «Love/No Love», die fünfte Arbeit des Kultregisseurs René Pollesch am Schauspielhaus Zürich. Orange leuchtet die Spielfläche, orange leuchten die Sitzstufen für das Publikum, orange leuchtet der Schriftzug «Dead End» (Sackgasse) von der Rückwand.

Auf dem Boden ist schwarz der Grundriss zweier Appartements eingezeichnet. Hier wohnen offenbar die Figuren, welche die Schauspieler Inga Busch, Nils Kahnwald und Marie Rosa Tietjen zu Beginn zu verkörpern scheinen.

Doch was heisst schon Figuren? Bei Pollesch wechseln die Identitäten im Minutentakt und lösen sich auf in einem gemeinsamen Diskurs, der sich über die Köpfe der Darsteller hinweg entwickelt. Er selber ist der eigentliche Protagonist des Pollesch-Theaters, ein übergeordnetes Subjekt im permanenten Selbstgespräch.

## Beweglicher Sprechchor

Wie schon beim letztjährigen Zürcher Abend «Herein! Herein! Ich atme Euch ein!» lässt Pollesch einen Sprech- und Bewegungschor auftreten – 21 junge Männer, die nicht nur in diversen Tanzeinlagen ihre körperliche Fitness beweisen, sondern auch erstaunlich gut sprechen. Sie sind mal Möbel, mal ein Fließband, dann ein Netzwerk – vor allem aber sind sie wie die Schauspieler Marionetten des Texts. So macht es Sinn, dass die Kostümbildnerin Sabin Fleck alle Darsteller identisch bekleidet: mit



Die Schauspieler im Einheitsdress als Marionetten des Texts.

einem – natürlich orange – Kapuzenkombi mit einem reflektierenden Palmbblättermuster.

Monty Python werden zitiert und natürlich Alain Resnais' Film «Smoking/No Smoking», auf den der Titel des Stücks anspielt. Der Chor imitiert die menschlichen Möbel aus dem Trickfilm «Der Angestellte» von Santiago Bou Grasso. Alle Quellen sind übrigens im Programmheft angegeben.

Inhaltlich ist die Textflut diesmal etwas dünn. Doch es gibt immer wieder Formulierungen, die man sich merken möchte, wie: «Ich lebe in irgendeinem Netzwerk und da fällt immer alles durch. Vor allem ich.» Am Ende jubelte das vorwiegend junge Premierenpublikum. Das Pollesch-Theater ist ja inzwischen ein routiniert hergestellter Markenartikel, der sich ohne störende Überraschungen konsumieren lässt – in diesem Sinne eben auch ein «Dead End». *Alfred Ziltener, sfd*